

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 21 (2014)
Heft: 240

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Theater im Erschöpfungsfuror

→ [Abb. 58, S. 47]

Immer mehr Produktionen, um im Aufmerksamkeitswettbewerb mithalten zu können: Die Stadttheater seien zu Musterschülern neoliberalen Wirtschaftens geworden, schreibt der deutsche Theatermann Bernd Stegemann in seiner *Kritik des Theaters*. Nachstehend ein Auszug aus dem Buch, das zwar Deutschland im Blick hat, aber für St. Gallen (und die hier anstehende Neubesetzung der Direktorenstelle fürs Schauspiel) ebenfalls von Interesse ist.

Die Zahl der Neuproduktionen im Stadttheater hat sich (in Deutschland) von 3387 in der Spielzeit 1991/92 auf 5106 in der Spielzeit 2007/8 gesteigert. Die Tendenz zur Überproduktion hält nicht nur an, sie beschleunigt sich immer weiter. Die Gründe hierfür sind interessant und werfen ein bedenkliches Licht auf das Selbstbewusstsein der Theatermacher. Offenbar wird befürchtet, dass die einzelne Produktion nicht mehr genügend Zuschauer hat, um mit einer gleichbleibenden Zahl von Premieren jeweils die Zuschauerzahlen des Vorjahres zu erreichen. Es muss also mehr angeboten werden, um das schwindende Interesse an der einzelnen Aufführung zu kompensieren. Nach dem Prinzip der Schrotflinte steigt die Wahrscheinlichkeit, dass auch Treffer erzielt werden, zugleich sinkt der Relevanzdruck auf die einzelne Produktion, wenn sie in einem Reigen von zahlreichen anderen Premieren steht. Auch will die Theaterleitung den vielen jungen begabten Nachwuchskünstlern Arbeitsmöglichkeiten eröffnen. So finden sich immer ein kleiner Text, der uraufgeführt werden will, ein noch unbespielter Raum im Theater und ein nicht vollständig ausgelasteter Schauspieler. Schliesslich grassiert auch in der Theaterleitung der Schrecken des Müsigangs. Ein Betrieb, der nicht mit 150-prozentiger Belastung fährt, setzt Rost an, so meinte ein legendärer Intendant der 1990er Jahre.

Unendlich steigerbar?

Die Arbeitsbelastung ist bei den projektgestählten, unternehmerisch denkenden Mitarbeitern in der Kulturindustrie zu einer fiktiven Grösse geworden, die unendlich steigerbar scheint. Wer wirklich für seine Arbeit brennt, der braucht keine Ruhe, an diese Parole wurde auch schon vor ihrer flächendeckenden Übernahme durch den emotionalen Kapitalismus im Theater geglaubt. Das Gespann aus zwanghafter Aufmerksamkeitssteigerung, Überforderungsfuror, Chancenvergabe und Horror vacui macht aus dem Stadttheater einen Musterschüler neoliberalen Wirtschaftens. Wer bei sinkenden Subventionen seinen Output steigert, steht auch vor den Rechenknechten der Stadtverwaltung gut da. (...)

Diese kalte Beschreibung deckt sich natürlich nicht mit der Innensicht der Theatermacher, deren Begabung häufig darin besteht, eben aus den beschränkten Bedingungen den grössten Zauber entfesseln zu können. Diese kalte Beschreibung soll hingegen den Schleier eines sentimentalen Künstlerklischees zerreißen. Man sollte nicht die Fähigkeit des Theaters, aus Blech Gold machen zu können, verwechseln mit der effizienzgetriebenen Planung einer Theaterleitung.

Denn auch hier gilt die Dialektik von Herr und Knecht. Die Überforderung des Apparats wie der darin arbeitenden Künstler führt zu dem Ausdruck der knechtischen Authentizität. Die Intendanten, die einen solchen Weg einschlagen, um «interessantes» Theater zu machen, sollten sich zumindest darüber Rechenschaft ablegen, dass sie aus der Position der Herrschaft die Vernutzung von Menschen und Kunst betreiben.

Ausbeutung auch bei den Freien

Der Erschöpfungsfuror hat heute jede Nische erreicht. Die leere Zeit, die einst als Musse galt und eine Lücke in der Realität liess, durch die die Musen den Künstler inspirieren konnten, ist ausgefüllt mit Arbeit. Jeder Schritt muss im neuen Geist der Arbeit in zwei Richtungen abgesichert werden. Der Arbeitende muss sich selbst vollständig einbringen (emotionaler und kognitiver Kapitalismus) und die Arbeit selbst muss sich in einem nicht abreisenden Fluss von Evaluationen bewähren. Bestenlisten, Preise (monetäre und symbolische) und Wettbewerbe strukturieren den unübersichtlichen Markt des Theaters wie des Konsums. Wenn die freie Szene inzwischen für sich in Anspruch nimmt, die Avantgarde des Theaters zu sein, so ist sie in der Form des projektbasierten Ausbeutungsregimes schon lange die kapitalistische Avantgarde: Kein Vertrag gilt über das aktuelle Projekt hinaus und jeder muss sich in jedem Moment bewähren. Die Erfindung einer institutionellen Zeit, die Arbeitsräume schafft, die über das einzelne Projekt hinaus eine Freiheit bieten, wird von diesem neuen Geist der Arbeit gleich mehrfach in Frage gestellt. (...)

Wer einmal mit einer Theaterleitung über die Frage der Überproduktion gesprochen hat, stösst in eine schlecht verheilte, aber gut versteckte Wunde. Der Abwehrreflex gegen ein Weniger ist existentiell. So wie im Kapitalismus Nullwachstum mit Niedergang und Rezession mit Untergang assoziiert wird, ist eine Spielzeit mit weniger Produktionen das nicht entschuld bare Eingeständnis eines Erlahmens der künstlerischen Energien. Wer ein Weniger fordert, fordert immer zuerst seinen eigenen Kopf. Denn zugleich mit dem Wachstumsdiktat erhebt augenblicklich die Frage nach dem Sinn des Theaters ihr Haupt, wenn ein Freiraum im Betriebsablauf droht.

Dabei hätte das subventionierte Theatersystem mit seinem breiten Umfeld von Kunsthochschulen und Kunstförderungen noch genügend Ressourcen, um eine Beschäftigung mit der Kunst zu ermöglichen, die nicht im Tagesgeschäft der Proben- und Aufführungsarbeit gefangen ist. (...)

Aus: Bernd Stegemann: *Kritik des Theaters*, Verlag Theater der Zeit, Berlin 2014, Fr. 13.90

Spurensicherung für Niggli

→ [Abb. 59, 60, S. 47]

Der Niggli-Verlag war 1950 in Teufen gegründet worden und seit 1992 in Sulgen ansässig. Nun ist er verkauft und verlässt die Ostschweiz. Eine Sicherung der Spur, die der Verlag hierzulande gezogen hat – im Gespräch mit jenen, die mit ihm gearbeitet haben.

von Eva Bachmann

Niggli und Benteli, zwei Traditionsverlage für Architektur, Typographie, Design und Kunst, sind per 1. Oktober 2014 an die Braun Publishing AG verkauft worden. Saiten hat online (saiten.ch/kehraus-bei-niggli/) darüber berichtet, dass der Berliner Verleger Markus Sebastian Braun die Marken weiterführen, aber marktgängiger, billiger und internationaler machen will. Das Personal zieht nicht mit und verlässt den Verlag. Programmleiterin Kerstin Forster sagte: «Ich werde das Gefühl nicht los, dass weder der alte noch der neue Besitzer wissen, was sie am Niggli-Verlag haben.» Darum hier die Nachfrage: Was haben wir am Niggli-Verlag?

1. Ein Schaufenster

«Niggli war einer der wichtigsten Verlage für Architektur in der Schweiz», sagt Esther Kirianoff von «Hochparterre»-Bücher, der auf Architektur spezialisierten Buchhandlung in Zürich. «Er hat Monografien über Schweizer Architekten publiziert und damit die Schweizer Architektur dokumentiert und nach aussen repräsentiert.» Der Verlag habe jedoch in den letzten Jahren etwas nachgelassen, sagt sie. Auf Brauns Kritik an den «abweisenden» Buchumschlägen meint Kirianoff: «Die Ästhetik ist in Deutschland eine andere.»

2. Eine Alternative zu Zürich

«Die lokale Verankerung ist nicht entscheidend, kann aber doch Identität für eine Region stiften», sagt Astrid Stauer. Stauer & Hasler Architekten aus Frauenfeld haben das Bundesverwaltungsgericht in St.Gallen gebaut, die Publikation dazu erschien bei Niggli – ein rundum ostschweizerisches Projekt also. «Der Verlag kam auch mit Publikationsanfragen auf uns zu. Sie hatten einen Blick für die Region», sagt Stauer und hebt zudem die Sorgfalt in Gestaltung und Grafik hervor. «Als Architekten vertreten wir die Meinung, dass nicht alles einheitlich globalisiert aussehen soll. Die Schweizer Architektur hat eine eigene Kultur und Ausdrucksform.» Dazu habe der Niggli-Verlag einen wertvollen Beitrag geleistet, der auch im Ausland wahrgenommen werde.

3. Gelebte Avantgarde

Rahel Lämmli, Architektin aus Speicher, schreibt in der *Teufner Ortschronik* u.a. über die nie bewilligte Baueingabe der Verlagsgründer Arthur und Ida Niggli für ein Wohnhaus in Teufen. «Das Projekt war so avantgardistisch wie die Bücher», sagt Lämmli. «Die Niggli haben ihre Ideen mit Leib und Seele gelebt.» Diese Leidenschaft für die Sache habe im Ver-

lag weitergelebt. Lämmli hat 2008 zusammen mit Michael Wagner bei Niggli eine Monografie über Ulrich Müthers Schalenbauten publiziert, die mit dem Architekturbuchpreis des Deutschen Architekturmuseums Frankfurt ausgezeichnet wurde. Diese hohe Qualität der Bücher, aber auch das Vertrauen und die «Rückendeckung» schätze sie als Autorin; der Verlag setze sich sehr für den Verkauf ein. Das Buch steht inzwischen in der dritten Auflage, und es wurde eine englische Ausgabe produziert.

4. Rückendeckung für Autoren

Das hohe Engagement des Sulgener Verlagsteams hebt auch die St.Galler Künstlerin Marlies Pekarek hervor, von der nach je einem Buch bei Niggli und Benteli nun das dritte druckfrisch vorliegt: *Time Shifts, Patterns Stay the Same*. «Alle meine Bücher sind sehr eigenwillig, aber sie wurden begrüsst und unterstützt», sagt Pekarek. «Niggli und Benteli haben Bücher gemacht, die nicht selbstverständlich sind auf dem Markt.» Zusätzlich zur geografischen Nähe sei für sie die gute Beziehung zum Team wichtig gewesen. Wie es nun weitergeht, ist ungewiss. Die Buch-Vernissage aber steht fest: am 18. Dezember im Nextex.

5. Eine erste Adresse

Für den St.Galler Typographen Peter Renn, Lehrgangleiter HF Schrift und Typographie an der Schule für Gestaltung St.Gallen, war Niggli lange Jahre die erste Adresse für Typographie in der Schweiz. Auf der Suche nach Referenzwerken sei man immer irgendwann bei Niggli gelandet. Er bedauert, dass in den letzten Jahren nur noch wenige Titel erschienen seien. Der Umzug nach Zürich spielt für ihn keine Rolle: «Wir Älteren hängen an der Gründungsgeschichte in Teufen, aber die Jungen kümmert es nicht – Hauptsache, die Bücher stehen im Internet.» Er hofft, dass Niggli die Typographie als Spezialgebiet weiterführt, denn in diesem Bereich gebe es in der Schweiz nichts Vergleichbares.

6. Ein Traum und ein Alptraum

«Unter den wenigen Firmen, die heute noch gute Bücher über Typographie verlegen, ist Niggli immer noch eine der führenden», sagt Willi Kunz, ein Typograph aus Frauenfeld, der seit 1970 in New York lebt und Karriere gemacht hat. Er erzählt, wie für ihn als Student die Grundlagenwerke von Hofmann, Ruder, Gerstner und anderen wegweisend gewesen seien. Sein Traum war es, auch einmal bei Niggli zu veröffentlichen – dreissig Jahre später hat er ihn sich erfüllt.

Zum Schluss: die Wünsche

Auf Willi Kunz' Homepage steht: «In typography, developments that last are not revolutionary; what is new and hot does not suddenly, completely replace what is old and cold.» Eine langsame und geschichtsbewusste Entwicklung ist wohl das, was sich Architektinnen, Typographen, Künstlerinnen und Designer am meisten erhoffen für die Zukunft der Verlage Niggli und Benteli. Sie wird wesentlich vom neuen Team abhängen. Wissen sie, was sie an den Verlagen haben? Die Antwort müsste lauten: Ein grosses Erbe.

Neue Bücher aus dem Off

→ [Abb. 61, 62, S. 47]

Andreas Niedermanns Leibesübungen *Von Viktor zu Hartmann* und *Leda*, Pablo Hallers Klagelied. von Florian Vetsch

Der Mensch ist ein Übender, lehrt Peter Sloterdijk, ein Wesen, das in einer Vertikalspannung lebt, einer ständigen Herausforderung von oben, die seinen Drang zur Selbstoptimierung freisetzt. Dabei gibt es Übungen ganz unterschiedlicher Art, asketische, spirituelle, rituelle, selbstzerstörerische etc., und natürlich auch, seit alters, athletische. Auf letztere spezialisierte sich der seit langem in Wien lebende St.Galler Autor Andreas Niedermann (Jahrgang 1956) in seinem jüngsten Wurf *Von Viktor zu Hartmann / Wege - Hanteln - Worte*. Und das mit Fug.

Im Geisteszentrum

Niedermann gehört nicht zum weitverbreiteten Typus des sportscheuen Intellektuellen, dessen Hand, pars pro toto, Schiller mit den Versen charakterisierte: «Sie hat der Leier zarte Saiten, / Doch nie des Bogens Kraft gespannt.» Als Niedermann das Bauernhaus Birli der Schlesinger Stiftung bei Wald AR für ein Jahr als Stipendiat bewohnte, soll, so berichten Augenzeugen, wenn der Zwei-Zentner-Kasten am Sandsack im Keller trainierte, das ganze Haus ob der Wucht der Schläge gezittert haben! Dies ist also der richtige Mann, um über das Selbstoptimierungspotential des Boxens, Bikradelns und Hantelnhebens Auskunft zu geben.

Doch wer von den kurzen, tagebuchartigen Texten Beiträge im Stil von «Men's Health» und anderer Trimm-dich-stylish-Magazine erwartet, liegt völlig falsch. Nicht umsonst nennt Niedermann seinen Übungsraum «Geisteszentrum»; für ihn machen körperliche Exerzitionen nur dann Sinn, wenn sie zu Erkenntnissen führen. Dabei ist Niedermanns Blick auf den Körper unverblümt, hart und direkt: «Und so stemme ich Eisen gegen den Abbau. Arbeite mich vor zur Klimax, zu jenem Gipfel, von dem es unwiderruflich abwärts geht, wo keine Steigerung mehr möglich ist. / Es hört sich vielleicht seltsam an, aber: Ich bin neugierig, wann es soweit sein wird... / Heute noch nicht.» Ja: Noch immer macht der bald 60-Jährige weiter, pustet sich die Lunge Tag für Tag aus dem quadratischen Leib, bis er schier «in den Spind kotzt», und danach schreibt er Sätze, zieht Schlüsse wie diesen, welcher jeder noch so zögerlichen Leserschaft den Mut einhauchen dürfte, es gleichfalls zu versuchen und unverzüglich die Arbeit an sich selbst aufzunehmen.

Es ist nie zu spät. Niedermann erinnert sich, dass er als 33-Jähriger – den Tod vor Augen, fix und foxi von «zwei bis drei Flaschen Whiskey täglich, aufgedunsen, verwirrt und gefangen in einer ausweglosen Depression» – die Umkehr anging und sich kraft intensiven Trainings wieder zurück ins Leben hievte, nachhaltig. So etwas macht doch Mut, oder? – Deshalb empfehle ich das Bändchen denen, die ein Training ins Auge fassen oder bereits regelmässig absolvieren. Sie werden es mit Genuss und Gewinn lesen, insbesondere, was Niedermanns Zwiegespräche mit dem Kohelet, mit Epikur und den Existenzialisten betrifft. Für brötige Sesselfurzer und grantige Lahmsüder allerdings ist es vollkommen unge-

eignet. Wenn man jedoch dem Freund oder dem Vater etc. mit *Von Viktor zu Hartmann* einen entsprechenden Wink geben möchte, so könnte dieser von Erfolg gekrönt werden...

Brennende Gänse

Die Eisprinzessin Miriam Spies hält in Mainz seit vielen Jahren den Gonzo Verlag am Laufen. Sie bestellt ein weites Gebiet origineller Bücher, darunter die Autobiografie der Escortdame *Chérie*, Susann Klosseks frivole Gedichte *Der letzte grosse Bluff* oder *Kaleidoskopidschi – Erinnerungen an Hadayatullah Hübsch*. Seit kurzem bepflanzt sie ein neues Feld: die Reihe «Verstreute Gedichte». Die extrem günstigen Bändchen im Postkartenformat sind geheftet und zwölf bis sechzehn Seiten stark. Sie sind klein, aber fein, schlicht, aber reizvoll, mehr noch: Diese Libella sind Kleinodien der Counterculture.

Als Band IV der Reihe ist soeben *Leda* erschienen, ein Langgedicht von Pablo Haller (1989 in Luzern geboren). Ganz anders als William Butler Yeats' *Zeus* lässt Haller seine *Leda* nicht mit «gleichgültigem Schnabel» fahren. «verlust ist der samen der poesie», schreibt er. Sein Gedicht ist eine Elegie in neun Kapiteln, ein Klagelied auf eine Liebe, die durch einen tragischen Unfall – einen Suizid? – endete und das Ich seelisch verstümmelt zurücklässt. Stationen sind das Emental, der Balkan – Hallers *Leda* stammt aus Sarajewo – und Istanbul. Die Liebenden sind ständig auf Achse, eine unaufhörliche Fluchtbewegung fort von der eigenen Vergangenheit treibt sie vorwärts. Dieser Fluchtbewegung entspricht ihr exzessiver Alkohol- und Drogenkonsum.

Doch «wo kann man hin, wenn man weg muss?», geht die Frage mehrfach. Nach dem Tod der Schönen kann der verlassene Geliebte seine Trauer nur zu Papier tragen. Der fürchterlichen Leere, welche dieser Tod hinterlässt, verleiht er ekstatischen Ausdruck: «weisst du, dass sterne brennende gänse sind, leda? / kriegler-leda, ich möchte deinen toten körper / an einen baum hängen / für die möven, die raben, weiss der geier / wie die tapfersten der alten // leda, kühl wie die erde, die dich verdaut / ich schaffte es nie, satt zu werden / an dir».

Ja, hier ist einer nicht satt geworden. Hier ist ein junges brennendes Herz, das schreit und in seinem Schrei Klage und Anklage im Versfluss verdichtet. Pablo Hallers *Leda* ist eine würdige Nachfolgerin seines Roadpoems *Südwestwärts 1&2*. Das Langgedicht in dem hübschen Mini-Buch belegt eindrücklich, dass die Schweizer Literatur mit Pablo Haller um eine Stimme reicher geworden ist.

Andreas Niedermann: *Von Viktor zu Hartmann*, Songdog Verlag, Wien 2014, Fr. 18.–

Pablo Haller: *Leda*, Gonzo Verlag, Mainz 2014, Fr. 4.–

Electroboy: Fast-Forward – bis zum Absturz

Der erste Dokumentarfilm des in Berlin lebenden Filmemachers Marcel Gisler läuft im Dezember im Kinok. von *Andreas Kneubühler*

Ende Januar 2013 hatte *Rosie* die Solothurner Filmtage eröffnet. Die Premiere bedeutete das Ende einer 15-jährigen Drehpause des im Rheintal aufgewachsenen Filmemachers Marcel Gisler. Er wolle nun kontinuierlich weiterarbeiten, kündigte er damals an. Gesagt getan: Am Festival von Locarno lief im August 2014 *Electroboy* in der renommierten Reihe «Semaine de la Critique» als Weltpremiere. Nun ist Marcel Gislers erster Dokumentarfilm in den Kinos zu sehen.

Identitäten wie Anzüge

Electroboy ist die Geschichte von Florian Burkhardt: Möchtegern-Schauspieler in Hollywood, Model für Gucci, Prada oder David LaChapelle, Internet-Werbe-Pionier, Partyveranstalter – und seit acht Jahren IV-Rentner. Der facettenreiche Stoff wurde Gisler 2008 zuerst für einen Spielfilm angeboten. Er lehnte ab. Zwei Jahre später folgte die nächste Anfrage, nun für einen Dokumentarfilm. Gisler recherchierte zwei Jahre lang ein Leben, das mit viel Feuerwerk begann, dann aber von einer schwierigen Vergangenheit eingeholt wurde. «Er hat verschiedene Identitäten wie Anzüge ausprobiert, aber keiner wollte ihm richtig passen, bis ihm am Ende nicht anders übrig blieb, als sich nackt im Spiegel zu sehen», beschreibt Gisler seinen Protagonisten in den Materialien zum Film.

Florian Burkhardt wuchs in den 70er-Jahren in der Innerschweiz in einem katholisch-moralischen Elternhaus auf. Mit 21 Jahren beendete er das Lehrerseminar – und hatte bis dahin keine Erfahrungen gesammelt. Dies holte er nach und zwar in einem Tempo, als hätte jemand auf die Fast-Forward-Taste gedrückt: Er sah sich selber als Star, als Schauspieler in Hollywood – und fand überall sofort Leute, die das selbe glaubten. Er inszenierte sich in ein paar Filmstills und reiste direkt nach Los Angeles. Prompt nahm ihn ein Agent unter Vertrag.

Das war nur der Anfang: In Mailand startete er aus dem Stand eine Karriere als Model und wurde von exklusiven Agenturen unter Vertrag genommen. Dann schmiss er alles hin und arbeitete in Zürich im Internet-Business der frühen 90er-Jahre. Burkhardt war bei Kampagnen für DiAx, Migros Bank oder Bank Leu dabei. Erneut stieg er aus und begann unter dem Label «Electroboy» eine Karriere als Partyorganisator – natürlich im grossen Stil. Damals litt Burkhardt aber bereits unter Angstpsychosen, die Klinikaufenthalte nötig machten und seither seinen Alltag bestimmen und seine Bewegungsfreiheit radikal einschränken.

Eine süffige und eine schwierige Story

Für Gisler gab es zwei Stoffe: Eine süffige Hochstaplerstory mit Locations wie Hollywood, Milano oder New York. Und die schwierige Entwicklungsgeschichte eines schwulen Jugendlichen im rigid-katholischen Milieu. Er erzählt sie beide.

Und zwar mit einer Leichtigkeit, die bei der Premiere in Locarno immer wieder für Heiterkeit im Publikum sorgte – ohne dass dadurch die Schicksalsschläge in der Familie und die psychische Krankheit an Gewicht verloren hätten.

Gezeigt werden über weite Strecken 1:1-Situationen: Die Kamera ist auf eine Person gerichtet. Auf den Vater, auf die Mutter, auf den Mentor Urs Fidji Keller. Ein Interviewer (Gisler) stellt Fragen, bleibt aber selbst unsichtbar. Diese klassische Konstellation eines Dokumentarfilms löst sich immer mehr auf: Gisler fragt mit hörbarer Verwunderung nach, beantwortet Fragen und rückt am Schluss selber ins Bild. Die Kamera bleibt geduldig auf die Gesichter fokussiert – auch wenn die Frage schon lange beantwortet scheint. Sie bricht die Szene aber auch abrupt ab, wenn nichts Lohnendes mehr gezeigt werden kann. Das Kopfschütteln des Vaters ist aber so lange zu sehen, bis ihm das Nein niemand mehr glaubt.

Dass der schwierige Spagat mit den beiden unterschiedlichen Plots gelingt, hat auch mit der Hauptfigur zu tun. Florian Burkhardt erzählt seine eigene Geschichte vor der Kamera mit viel Lakonie, wie von einem steten inneren Kopfschütteln begleitet. Dieses Interview habe er erst am Schluss gedreht, erzählte Marcel Gisler nach der Premiere. «Wir hatten Angst, dass er emotional verschlossen bleibt.» Doch dann sei Burkhardt vor der Kamera so offen gewesen, wie nie zuvor. «Wir mussten unser Konzept umstellen, denn danach war klar, dass das Interview mit ihm im Film der rote Faden sein wird.»

Electroboy von Marcel Gisler läuft im Dezember im Kinok St.Gallen.

kinok.ch

Einen *Papierhochstapler* hat er erfunden, ein schräges Bücherregal, das Bücher am Kippen hindert, ein Dreirad-Bürovelo (für Erwachsene) oder ein Mini-Schutzhaus. «Urs Bürki erklärt mit seinem Schaffen exemplarisch, was es mit der Bezeichnung Erfinder auf sich hat. Ein Erfinder sucht unablässig: nach dem Nutzen von Materialien und Gegenständen, nach Bedürfnissen, die noch nicht zufriedenstellend gedeckt sind – und gelegentlich nach der suggestiven Kraft, die eine gestalterische Handlung auslösen vermag.»

So schön ist Bürkis Schaffen auf einem Faltblatt umschrieben, dem *Feuille # 1* von insgesamt zehn Blättern, die sich dem Designschaffen von Appenzell Ausserrhoden widmen. Herausgeberin ist die Ausserrhodische Kulturstiftung und deren Arbeitsgruppe Angewandte Kunst und Design. Alle zehn Porträtierten sind ehemalige Empfänger eines Werkbeitrags der Kulturstiftung – die Idee der Feuilles war es, den über die regionalen Grenzen hinaus wenig bekannten Gestalterinnen und Gestaltern aus Ausserrhoden eine Art Portfolio zu bieten und dieses möglichst weitherum zu verbreiten.

Dafür hat der junge Gestalter Fabian Harb, seinerseits aus Ausserrhoden, eine gewitzte Form gefunden. Die Blätter bestehen aus einem dreifach gefalteten A2-Format. Die Vorderseite füllt eine Porträtaufnahme, die Hinterseite bietet verschachtelt und kleinteilig Texte und Bilder zum Schaffen der einzelnen Designerinnen und Designer. Die Texte sind teils übers Eck gedruckt, das setzt einigen Orientierungssinn beim Lesen voraus – und sind optimistischerweise um eine englische Kurzfassung ergänzt.

Das Spektrum ist weit. Die Buchgestalterinnen Sarah Graf, Eva Rekade und Dorothea Weishaupt sind dabei, der Töpfer Peter Kühnis, die Möbelmacher Andreas Krob und Ueli Frischknecht, die Lichtgestalterin Eva Louis, der Modeschöpfer Armando Forlin und der Photovoltaik-Tüftler Peter Wüthrich. Die zehn Blätter machen damit ein Miniature-Archiv des ausserhodischen Gestaltens auf: auf altmodische Art in gedruckter Form, aber auch als pdf im Netz aufrufbar. Die Printversion hat ihre unbestreitbaren Vorzüge – nicht zuletzt diesen, dass man die Feuilles mitnehmen, in Museumshops und einschlägigen Buchläden deponieren oder als Poster an die Wand hängen kann. Su

Design Appenzell Ausserrhoden # 1–10, 2014,
erhältlich bei der Ausserrhodischen Kulturstiftung,
9053 Teufen.

ar-design.ch

Schöne neue Wörter hat die Appenzeller Lyrikerin Andrea Maria Keller gesucht und gefunden hat. Wörter wie «donnerwetterkundig», «eiertanzpartner», «fegefeuerwehr», «jahrtausendsassa», «laufpasswörter» oder «ohnmachthaber». Wörter, die dem vermeintlich Bekannten einen Hinter- und häufig geradezu einen Gegen-Sinn verleihen. Wörter, die «widerhakenslagen». 99 solcher vertrackter Komposita, Reizworte von a-z, hat die Autorin zusammengestellt. Sie öffnen, wie es im Vorwort heisst, ein «Terrain emotionaler Ambivalenz». Unter dem Titel *tagediebesgut* sind sie auf Postkarten und in einer Schatulle als Kunstedition erschienen, herausgegeben von Agathe Nisple und Carol Forster. Su

Andrea Maria Keller: *tagediebesgut*, Edition Agathe Nisple und Buchladen Appenzell 2014, Fr. 49.–

Verhaltensauffällig – Vom Stern

Das Chanson-Trio Vom Stern erfreut die Ohren schon seit längerer Zeit, live bei diversen Konzerten in den Cafés, auf den Bühnen der Region und mit inzwischen zwei veröffentlichten Alben.

Stella Locher und Pascal Kübli kommen laut Bandbiografie aus dem Nichts. Und plötzlich taucht ein kleiner Punkt aus Licht auf. Der kommt näher und wird zur Linie, bis die beiden landen und ihre Instrumente auspacken. Sebastian Bill kommt seinerseits vom Mond und hat sein Cello dabei.

Aus Zwei vom Stern wurde auf diese Weise Vom Stern, Gesang, Piano, Gitarre und Kontrabass wurden durch ein Cello ergänzt. «Orchestrale décroissance» wurde dieses Konzept von Saiten schon genannt, und das ist gar nicht so falsch. Die Kompositionen haben etwas unverkennbar Orchesterhaftes, in der Umsetzung wird dem immer am Minimum entsprochen. Durch diese Reduktion und Limitierung werden kantige Charakterzüge hörbar, die bei den sehr empfehlenswerten Live-Auftritten eine subtile Spannung erzielen.

Ihre neue gleichnamige CD haben Vom Stern vergangenen August im Erker der Café Bar Buena Onda eingeweiht, unterstützt von der befreundeten Gruppe Café Deseado. Zu hören sind darauf acht Chansons, Weisen der Entschleunigung, der Kontemplation und der Poesie. Darunter ist auch die Single *Différence*, ein feiner Aufruf zu mehr Verhaltensauffälligkeit, welcher im Video-clip passenderweise über St.Gallens Dächern spielt. Darin kann man auch lernen, was Popcorn mit einer Snare-Drum zu tun haben. *Rain*, eine Neofolk-Nummer, wirkt dann wieder eher zerbrechlich, und erzählt – getragen von Cello und Gitarre – von der Wellenhaftigkeit des Daseins.

Entlassen wird man von *The End*, einem hoffnungsvollen, nahezu fröhlichen Lied, ermutigt zu Neuanfängen, auf den Boden geholt, besänftigt und entkrampft. Die extraterrestrische Ästhetik vom Stern ist also ausserordentlich geeignet, einen grauen Winterabend produktiv werden zu lassen, ihn zu entnebeln und nachhaltig aufzulichten.

Michael Felix Grieder

Freitag, 12. Dezember, Kaffeehaus,
St.Gallen

Freitag, 19. Dezember, Piadineria
Insieme, Winterthur

vomstern.ch

Weiss auf schwarz
Draussen schneits

Wir hatten ein Schaukelpferd vorher gekauft.
Aber nachher kam gar kein Kind.
Darum hatten wir damals das Pferd dann Bubi getauft –

Weil nun die Holzpreise so unerschwinglich sind;
Und ich nun doch schon seit Donnerstag
Nicht mehr angestellt bin, weil ich nicht mehr mag;
Haben wir's eingeteilt. Und zwar:
Die Schaukel selbst für November,
Kopf und Beine Dezember,
Rumpf mit Sattel für Januar.

Ich gehe nie wieder in die Fabrik.
Ich habe das Regelmässige dick.
Da geht das Künstlerische darüber abhanden.
Wenn die auch jede Woche bezahlen,
Aber nur immer Girlanden und wieder Girlanden
Auf Spucknäpfe malen,
Die sich die Leute doch nie begucken,
Im Gegenteil noch drauf spucken –
Das bringt ja ein Pferd auf den Hund.

Als freier Künstler kann ich bis mittags liegen
Bleiben. – Na und die Frau ist gesund.

Es wird sich schon was finden, um Geld beizukriegen.
Anna und ich haben vorläufig nun
Erst mal genug mit dem Bubi zu tun.
Rumpf zersägen, Beine rausdrehn,
Nägel ausreissen, Fell abschälen.
Darüber können Wochen vergehn.
Das will auch gelernt und verstanden sein,
Sonst kann man sich daran zu Tode quälen.
Solches Holz ist härter als Stein.
Dann spalten und Späne zum Anzünden schneiden
Und tasenderlei.
Aber das tut uns gut, uns beiden,
Sich mal so körperlich auszuschwitzen.

Ausserdem kann man ja dabei
Ganz bequem auf dem Sofa sitzen;
Raucht seine Pfeife, trinkt seinen Tee,
Und vor allem: Man ist eben frei!
Man hat sein eigenes Atelier.
Man hat seinen eigenen Herd;
Da wird ein Feuerchen angemacht –
Mit Bubipferd –
Dass die Esse kracht.

Freilich: Der feste Lohn fällt nun fort,
Aber die Freiheit ist auch was wert.
Und das mit dem Schaukelpferd
Ist jetzt unser Wintersport.

A propos Vor-Festfreude:
Trauriger als in diesem
Gedicht geht es wohl nicht
auf Weihnachten zu. Sein
Autor ist Joachim Rin-
gelnatz, der Dichter, Kaba-
rettist und Erfinder des
Kuttel Daddeldu – vor 80
Jahren 51jährig verarmt
und unglücklich gestorben.
An seinem Grab wurde
«La Paloma» gesungen.